

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Die Nonne.

Von Alfred Frißsche.

Rrrrr. Rrrrr — — rrrrr!
Die Nachtglocke gellte durchs Haus. Angststoß — rufend — hilfessuchend. Neben der Tür des Zimmers Nr. 36 stammte ein rotes Licht auf. Ruhig, unbewegt, leuchtete es einen schwach erhellten Gang hinunter. Das sah die Nachtwache. Eilig kam sie heran und im nächsten Augenblick stand sie im Krankenzimmer. Finsternis wurde dort zur plötzlichen Helle, in deren Flammen ein Stöhnen klang und sich qualvoll aufrang, als suche es Hilfe an den hohen weißen Wänden. Betten standen ringsum. Plötzlich Erwachte sahen mit erschreckten Gesichtern aus den Kissen. Einer reckte den Arm und sagte mit beschlagener Stimme: „Der dort — der Junge — in der Ecke!“ Dort lag er. Ein Knabengesicht, in dessen Blässe ein Paar dunkle Augen ruhten. Fiebrig. Der Kopf war vorn übergeneigt, die Arme zu beiden Seiten gestreckt, die Hände trampften in das weiche Bettzeug. Aus dem halbgeöffneten Mund brach in Stößen rotes Blut und färbte Bett und Kissen rot, dunkelrot. Stöhnend arbeitete die Brust, leise röchelnd, und dann schien der Atem des Kranken stillzustehen: er kämpfte gegen das Blut.

„Dem blutet die Lunge,“ sagte die Stimme, die sich zuerst gemeldet hatte.

„Tja!“

Die Schwester sprang hinzu, riß eine Medizinflasche vom Tisch und schloß dem Kranken von ihrem Inhalt ein. Morphium. Der ließ mit sich geschehen was geschah und schluckte die Tropfen und kämpfte mit halbem Atem gegen das Blut. Die Nachtwache, eine junge blonde Frau, entfernte sich und kam wieder. Eine Nadelspitze legte sie an die Brust an und stach zu — drückte. Einmal, zweimal wiederholte sie das. Lauschte — starrte — streichelte im Warten das Haupt des Kranken. Legte ihm ein nasses Tuch über Stirn und Brust. Es half nichts; das Blut brach in Stößen empor. In der Brust brodelte und quirkte es. Die Schüssel, die die Schwester unter des Kranken Kinn geschoben hatte, lief voll. Da rannte sie zur Klingel. Die riß einen Schrei durch die nächtliche Stille und ließ hallende Schritte laut werden, dann schlüpfende. Erst trat ein Arzt ins Zimmer, hinter ihm eine Nonne. Schwarz in der Tracht — starken Körpers, mit rotem Gesicht und großen Augen, die abwechselnd in Güte und Strenge funkelten. Leise bewegten sich die Lippen der Nonne: „Ach der — der junge Mann!“ Sie sah auf die Tafel: 21 Jahre. Der Arzt hantierte mit vernickelten Instrumenten. Die Schwester schob die Bettdecke des Kranken zur Seite. Der Arzt sah an — stieß zu — tief. Langsam schwand die Flüssigkeit aus der Glasröhre der Spritze. Eine neue wurde gereicht. Dieselbe Handlung. Noch einmal — die dritte. Das Bein schwell an. Man warf die Decke über und lauschte. Wartete. Minutenlang. In schwachen Stößen hob sich die Brust des Kranken und brachte das Blut nach oben. Quirlend, schäumend kam es in den Mund. Da troff es und stieß in Hustenstößen über die Lippen in den Blechnapf. Unaufhaltbar. Der Kranke schloß die Augen. Wurde faß im Gesicht. Der Arzt stand in hilflosem Warten zur Seite, die Nachtschwester machte sich mit den Instrumenten zu schaffen. — Die Nonne aber faltete die Hände und trat ans Fußende des Bettes und sah dem Kranken ins Gesicht. Für sie war er ein Sterbender. Stille war im Zimmer. Der Tod war nahe. Da schlug der Kranke die Augen auf, wendete den Blick zur Seite und sah wie verwundert durch den Raum; — sein Blick wanderte von der hilflosen Menschen hinweg und blieb auf der Nonne haften. Die stand unbeweglich, die gefalteten Hände an die Brust gepreßt, die Augen starr auf den Kranken gerichtet. Blick ging in Blick. Der suchende, qualvolle des Kranken traf den ruhigen, unbewegten der Nonne: der war unbarmherzig in seiner Starrheit.

Ein leises Aufbäumen zitterte durch des Kranken Leib. Letzte

Kraft der Gedanken arbeitete in dem fiebernden Gehirn. Haß stieg ihm empor. Trotz! Trotz im Todesringen. Trotz wider die Demut der Nonne. Hier lag er auf dem Bett und rang um sein junges Leben und dort sah er die Nonne, die ihn darum vorwurfsvoll ansah. Strenge, gottergeben — dem Leben abgewandt. Die Beterstimme ihres Gebets, die des Morgens durch das Haus tönte, kam dem Kranken in den Sinn. Er hörte: „... wenn ich gesund werde, so nehme ich die Gabe mit kindlichem Danke an. Ist es aber dein Wille, daß ich bald sterbe, so bin ich bereit!“

Dieses Bereitsein — Bereitsein auf den Tod im blinden Gottesglauben, während seine junge Seele verzweifelt um ihr Leben kämpfte! Der Aufstand der Gesichte, die der Kranke in dieser letzten, hoffnungslosen Stunde sah, verschwand vor seinen Augen. Nur das Bild der Nonne blieb. Ihm gegenüber. Mit der rang er — rang mit ihrem ergebenen Warten auf den Tod. Raffte seine letzte Energie zusammen, glaubte an Sonne und Leben und — siegelte! Schlummerte sanft ein und schloß den Schlaf der Genesung; erwachte aus ihm im vollen Lichte des nächsten Tages.

Die Nonne wurde an ihrem Herrn irre. . . .

Schweizerreise.

Von E. Nestriepfe.

Wenn ein Deutscher heute nach der Schweiz reist, so kann er ebenso gut darüber berichten, wie wenn er früher die ägyptischen Pyramiden besuchte. Denn die Baluta hat für uns Mark-Menschen längst eine feste Mauer und das schöne Bergland gezogen. Daß ich hindurchmarschieren konnte, verdanke ich lediglich der Einladung des rührigen Schweizer Arbeiterbildungsausschusses, in der Schweiz eine Reihe von Vorträgen zu halten.

Ach, sie haben es drüben viel besser als wir armen Schlucker! Man kommt sich da so „vorkriegszeitlich“ vor. In den Gasthäusern stehen noch Streichholzständer mit ungezählten, für jedermann frei greifbaren Hölzchen auf den Tischen, man kann zu einer Suppe Weißbrot essen, so viel man mag, ohne etwas dafür bezahlen zu müssen, und geht man auf die Toilette, so liegen da noch Seife und Handtuch zur freien Benutzung aus. Es gibt wunderschöne große Portionen beim Essen und, wenn man den berühmten „Kaffee komplett“ bestellt, Kannen mit herrlicher Milch, daß einem das Herz ausgeht. Dabei rechnet man noch immer mit dem kleinen Einmal-eins, zahlt mit Nickelmünzen und Silberstückchen und ist reich, wenn man eine Banknote mit einer 50 darauf besitzt.

Man darf nur nicht anfangen, die kleinen Beträge, die man bezahlt, in deutsche Mark umzurechnen. Dabei kann einem Hören und Sehen vergehen. Denn nun hat man für sein bescheidenes Mittagbrot nicht mehr nur „2,50“ (in Frank) bezahlt, sondern 10 000 Mark, und das Schinkenbrötchen kostet 4000 Mark, und der Doppelbrief nach Deutschland 3000 Mark, eine Ansichtskarte mit Marke 1600 Mark und in diesem Stile weiter. Rechnet man die Frank in Mark um, so leben wir in Deutschland doch noch erheblich billiger. Wir essen für den vierten oder fünften Teil des Betrages, den wir (in Mark) auf schweizerischem Boden anlegen müssen, und kaufen Textilien, Lederverwaren usw. auch noch für etwa ein Drittel dessen, was der Schweizer entrichten muß. Mitunter kommt man zu ganz grotesken Beobachtungen. Wenn man (III. Klasse) die kurze Strecke von Zürich nach der deutschen Grenzstation Singen fährt, was knapp anderthalb Stunden dauert, so kostet das 5,25 Frank. Die sechzehn Stunden währende Schnellzugsfahrt Singen—Berlin aber kostet nur 1,30 Frank.

Ist in der Schweiz alles erheblich teurer als in Deutschland, so verdienen freilich die Leute auch entsprechend mehr. Man gibt ja nicht nur Frank aus, sondern nimmt auch Frank ein. In den Löhnen der Arbeiter sind allerdings sehr erhebliche Unterschiede. Verdienen hier einzelne Arbeitergruppen zwei Frank die Stunde oder vereinzelt auch noch mehr, so gibt es andere, die noch nicht einen Frank erhalten. Und überall hört und liest man das Wort „Lohnabbau“. Das Schlimmste aber ist die große Arbeitslosigkeit; seit zwei Jahren schon drückt sie auf dem Lande. Nicht wenige Orte gibt es, in denen seither ständig 10 bis 20 Proz. der Arbeiter ohne Beschäftigung sind. So reichlich und schön alles dem flüchtig hinschauenden Fremden scheint, es gibt viel Elend in der Schweiz, auch da viel, viel Elend!

Das kleine Land ist voller Schönheiten, auch wenn man nicht im Sommer hindurchfährt und nicht über die nötigen Millionen verfügt, um einen der fashionablen Wintersportplätze besuchen zu können.

Wie wundervoll war jene Fahrt von St. Gallen zum Züricher See durch eine sonnenbeleuchtete Schneelandschaft! Diese weiten unberührt schimmernden Schneehänge, diese dunklen Wälder mit ihren Schneetupfen auf dem Geäst der Bäume, diese bewegten Schluchten mit rieselndem Bach in der Tiefe, über die einen der Zug dahintrug: und dann am Horizont die rosaschimmernden Massen der hohen Bergkette, hier Fels, dort Schnee und Eishalde, darüber ein göttlich blauer Himmel. . . .

Aber nicht nur diese Landschaft hat ihren Zauber. Wieviele Reize bergen nicht auch die Städte! Was gibt es da noch für entzückende Gäßchen, für märchenhafte Plätze und Winkel zwischen lebigen, bunten alten Häusern! Aarau, Rapperswil, St. Gallen — wohin einen der Zufall auch trug, selbst das industrielle Biel in seiner Altstadt —, wie bieten sie alle dem Auge Bilder von fesselnder Schönheit! Weit weniger als in den meisten deutschen Städten hat „moderne Baukunst“ die alten Gassen verunstaltet. Freilich, mitunter gibt es auch hier tragikomische Konflikte zwischen Alt und Neu. In St. Gallen tragen in den alten Straßen die Häuser noch vielfach einen alten Namen. Da steht beispielsweise irgendwo das Haus „Zur Dattelpalme“, rechts davon das Haus „Zur Klarheit“, links das „Zur Wahrheit“. Am selbigen Haus, auf dessen altem Siebel die Worte „Zur Wahrheit“ lauten, sah ich neben der Eingangstür zwei „moderne“ Firmenschilder. Danach hausten in diesem Gebäude friedlich neben- und miteinander die „Tanzschule Ideal von M. Flaks“ und die „Kirche Jesu Christi der Heiligen der letzten Tage“. Das ist das Haus „Zur Wahrheit“ . . .

Und welche Worte schildern den tiefen Eindruck, den die Hauptstadt Bern auf jeden Besucher machen muß. Raum eine andere Stadt, die gleich herrliche Straßenschilder zeigt. Nordisches und Südliches reicht sich hier die Hand. Wie freundlich und lebendig sind diese Straßen mit ihren Steinlauben zu beiden Seiten, unter denen die Geschäfte ihre Waren feilbieten. Und inmitten dieser Straßen dann alle paar hundert Schritte jene alten wundervollen Brunnen, die aus weitvorgezogenen Röhren ihr Wasser speien, womöglich zur Rechten und zur Linken noch zwei große steinerne Becken als Pferdebränken; als Abschluß der Straßen dann die Türme und Tore — und rings um die Innenstadt die Mure in tiefem Talbett, von riesenhohen Brücken überspannt. Wie gerne denkt man an diese Bilder zurück.

Im übrigen: die Stadt Bern ist nicht nur altertümlich. Sie hat auch genug des Modernen, das es zu sehen lohnt. Das „Volks- haus“ in Bern, das Heim der Berner sozialistischen Arbeiterkassen, findet in Deutschland höchstens in den Gewerkschaftshäusern von Hamburg und Kiel etwas Vergleichbares. Ein prächtiger, monumentaler Bau, große und kleine Säle (der größte zurzeit leider an ein Kino vermietet), ausgedehnte und wirklich schöne Restaurationsräume, Läden, eine Badeanstalt, ein Hotel, das sich mit jedem anderen messen kann. Und neben diesem Volkshaus (nicht räumlich) hat sich die Berner Arbeiterkassen nun noch ein weiteres stattliches Haus erbaut, in dem neben einigen Gewerkschafts- und Parteibüros die Druckerei des sozialdemokratischen Blattes, der „Tagwacht“ untergebracht ist, eine Druckerei mit vierzehn Sechsmaschinen und einzigartig hellen lustigen Arbeitsräumen.

Dann führte mich der Genosse Reinhard, Nationalrat, Präsident der Schweizerischen Sozialdemokratie, Leiter des Schweizerischen Arbeiterbildungsausschusses, Leiter zweier Zeitschriften und gleichwohl (weiß Gott, wie er das fertig bringt!) noch immer im Hauptberuf Lehrer, in die Schule, an der er wirkt. Ich weiß nicht, ob wir in Deutschland irgendwo eine ähnliche Schuleinrichtung haben; alltäglich ist sie gewiß nicht. Man denke: Jedes der hübschen, bildgeschmückten Klassenzimmer mit einem Projektionsapparat für Lichtbilder und Filme ausgerüstet! Bedeutende Sammlungen von Anschauungsmaterial aller erdenklichen Art. Eine prächtige Turnhalle mit der Möglichkeit zur Aufrichtung einer Bühne, zwei Duschräume, Gefäßsaal, Zeichensaal, Physiksaal, Chemiesaal. Und dann Räume für Schreinerarbeiten und Buchbinderarbeiten (Werkzeug für jeden Schüler!), ein Raum mit etwa zwanzig wohlausgerüsteten Experimentierischen für physikalische Versuche, ein anderer mit ebenso vielen Tischen und Retortenschränken für chemische Experimente, damit die Schüler, immer zwei bei zwei, selbst die Versuche machen können, zu denen der Lehrer ihnen die Anleitung gab. Nebendbei: eine hübsche Stille lernte ich in jener Schule kennen. Die Schüler, die zum Unterricht kamen, legten auf dem Flur nicht nur Hut und Mantel ab, sondern auch ihr Schuhwerk. Dafür zog jeder ein paar filzige Hausschuhe oder Pantoffeln an. Dergestalt verbindet man in den Schweizer Schulen das Angenehme mit dem Nützlichen. Die Schüler werden vor kalten Füßen bewahrt und die Lehrer vor dem Lärm, den ein paar Duzend Knabenstiefel verursachen können.

Kinos dürfte es in den Schweizerischen Städten nicht weniger geben als in den deutschen. Aber etwas anderes, was für uns einen nun einmal zur „Großstadt“ gehört, fehlt merkwürdigerweise: die Bibliothek. In Zürich mag es vielleicht auch einige dieser wertvollen Kulturstätten geben, in Bern habe ich wirklich keine einzige entdeckt. Und wenn wir in Berlin jetzt der nationalen Trauer wegen die 11-Uhr-Polizeistunde haben, die meisten Berner Städte haben schon seit Jahren regelmäßig um 11 Uhr Totalschluß.

Weit verbreitet ist augenscheinlich in der Schweiz das Theaterspielen von „Liebhaber“-Vereinen. Wohin man auch kam, überall

hingen Plakate, daß der dramatische Verein Soundso im Saale des „Döfen“ oder des „Löwen“ eine öffentliche Vorstellung gebe. In einem kleinen Totalschlößchen — ich glaube, es war in Aarau — konnte man an einem Tage sieben derartige Ankündigungen theatralischer Dilettantenaufführungen lesen. Man traut sich da in der Schweiz nicht wenig zu. In einem kleinen Nest spielte man den „Göh“, in einem anderen die „Räuber“, wieder anderswo die „Rabensteinerin“, und zwischendurch gewisse „Volksstücke“, die schon mit ihrem Titel auf die Tränenröhrchen drückten.

Ich hätte mir gerne den „Göh“ angesehen. Schon aus sprachlichen Gründen. Ob man Goethe ins „Schwyzler Ditsch“ übersetzt hatte? Beinahe sollte man es glauben. Denn unser Hochdeutsch ist da unten eigentlich eine fremde Sprache. Man versteht es zur Not. Aber gesprochen wird es selten. Nicht nur die unteren Volksschichten unterhalten sich im „Schwyzler Ditsch“, auch die bürgerlichen Kreise sprechen es. Es ist die übliche Verkehrsprache, und sogar das Berner Stadtparlament verhandelt offiziell in der Schweizer Mundart. Wer von Deutschland herüberkommt, hat oft seine liebe Not mit der Verständigung. Aber allmählich gewöhnt man sich.

Wird hochdeutsch gesprochen oder geschrieben, so hat das auch seine ländliche Eigentümlichkeiten. Die Schweizer Zeitungen berichten jeden Tag von „Verunfallten“. Und in einer amtlichen Bekanntmachung las ich die schönen Worte: Der Soundso war „seit 1860 zirka ohne Unterbruch vorbeiständig“. Das Schweizer Deutsch ist voll von Fremdwörtern. Man hört niemals ein „Danke“, sondern stets ein „merci“, niemals ein „Entschuldigen Sie“, sondern nur das französische „excusez“. Aber in einem Falle durfte ich doch ein deutsches Wort feststellen, wo wir ein Fremdwort gebrauchen. Und welch hübsches, lebendiges deutsches Wort! Das Kinderfräulein befahl seinem Schützling nicht, eine „Serviette“ umzubinden, sondern sein „Fremdmäntel“.

Wenn man eine kurze Zeit in einem Lande gewesen ist, kann und darf man natürlich kein Urteil über den „Volkscharakter“ abgeben. Aber gewiß ist: Ich habe viele gute und liebe Menschen dort im Schweizerland getroffen und danke ihnen eine überaus freundliche Aufnahme. Sehr schön kam mitunter in den Arbeiterversammlungen, an denen ich teilnahm, auch das Gefühl der Solidarität mit der deutschen Arbeiterschaft zum Ausdruck. Die Ruhrbeziehung fand überall den gleichen scharfen Widerspruch, wie im deutschen Volke selbst. Eine von der Partei einberufene Volksversammlung in Bern, die sich mit der Ruhrbeziehung beschäftigte, war so überfüllt, daß wirklich kein Apfel zur Erde konnte. Und viele Hunderte mußten umkehren, ohne Einlaß zu finden. Die Stimmung, die hier zum Ausdruck kam, herrschte auch sonst überall: Wann endlich wird die Zeit der imperialistischen Abenteuer, der militärischen Gewaltpolitik vorüber sein?! Man sagte mir allgemein, der Einmarsch der Franzosen ins Ruhrrevier habe die Sympathien für Frankreich sehr geschwächt, die für Deutschland gestärkt. Es kommt nun bloß darauf an, daß wir sie uns erhalten. Nationalistische Hezkerien und reaktionäre Purse sind dazu am wenigsten geeignet. Das ist dort drüben die allgemeine Meinung. Und die Meinung an das deutsche Volk, die darin liegt, ist vielleicht das wichtigste, was einer zurzeit aus der Schweiz nach Hause „mitbringen“ kann.

Die letzten Tage bei Carl Hauptmann.

(Gestorben am 3. Februar 1921.)

Von Johannes Reichelt, Dresden.

Oberschreiberhau. Wochenlang war kein Schnee gefallen. Die Sportfreunde jammernten. Wettrodeln und Skispreifahren wurden von Woche zu Woche verhöben. Die Hotels und Pensionen leerten sich. Einzelne Unverdrossene hielten aus. Regen, anhaltender, richtiggehender Schnürle-Regen im Januar. Da endlich, am 18. Januar schlägt das Wetter um. Der Telegraph ruft in den Abendzeitungen in Berlin, Breslau, Dresden die Sportlustigen herbei.

Mein erster Weg führt mich nach Mittelschreiberhau zu Carl Hauptmann. Seit der Dresdener Uraufführung seines Dramas „Die armseligen Besenbinder“, das ich im Manuskript las, waren wir befreundet. So besuchte ich ihn regelmäßig in Oberschreiberhau und er lehrte bei mir in Dresden ein. Bei meinem letzten Besuch im Sommer 1920 weilte er im Sarcatorium Kurpark in Oberschreiberhau. Ich wandelte mit ihm im Kurgarten, er führte mich in seine Dramen-Trilogie „Auf goldener Straßen“ ein. Wir pflückten ein paar Blumen im Garten. Der Botaniker und Poet verriet seine keusche Seele, die sich oft bei dem Klange eines einzelnen Wortes und eines Blickes offenbarte. Es waren herrliche Stunden, die der Dichter mir schenkte. „Fehlte das Wunder, was Liebe vom Leben“, zitierte er sich selbst. Er war so hoffnungsfroh und freute sich über die Anteilnahme der Zeitungen, die seiner ehrend gedachten. Er erschien niemals ein Gefunder. Auf dem Sterbelager sah ich ihn wieder.

Mit Skiern bahnte ich mir den Weg zu seinem verschneiten Häufel, das er einst mit keinem Bruder Gerhart gemeinsam bewohnte. Eine Schneewehe hat die Haustür verschüttet. Ich klopfte. Ein altes Mütterlein öffnete und erzählte mir, daß der Herr Doktor erkrankt sei, man habe vor ein paar Tagen aus Breslau einen berühmten Arzt gerufen. Ich sende meine Karte der Gattin. Sie empfängt mich herzlich, und ich erfahre von dem ersten Zustand des Kranken. Carl Hauptmann schlief, mochte aber im Nebenzimmer durch unser Gespräch erwacht sein. Er erkannte mich an der

Stimme und verlangt nach mir. Ich erschrecke über sein Aussehen und verberge mühsam meine innere Erregung. Er erzählt mir von seiner Krankheit und ist ganz voller Hoffnung. Ich sah an seinem Bette und fühlte Todesnähe. Das Herz tat mir weh, wie dieser grundgütige stille Weise, ein vom Tode Gezeichneter, voller Hoffnung war. Ich trank mit ihm Tee, und er plauderte angeregt. Die besorgte Gattin und die Krankenschwester um ihn. Der Wind heulte um das Haus und verwehte die Fensterkreuze, und wir sprachen vom Frühling. Blumen standen auf seinem Nachtschränken. Die Gattin und Schwester ließen uns allein.

Seine Sprache war leiser und langsamer als sonst, aber alle Erinnerungen machten ihn lebhaft. Er sprach von seinen „Armseligen Beienbindern“, die er in Dresden wiederholt gesehen, fast verflucht; er fragte mich, welches Drama mir am nächsten stünde. Ich sprach begeistert Worte über seine Trilogie „Auf goldener Straßen“, besonders über seine „Musik“. Da drückte er mir die Hand und erzählte, welche Schwierigkeiten er hatte, sie an einer unserer Bühnen unterzubringen. Mir schien es, als ob der Dichter seinen „Abtrünnigen Zaren“, den ich im Manuskript gelesen, am höchsten bewertete. Glücklich war er darüber, daß der ehemalige Regent von Gera zu seinem Geburtstage den „Abtrünnigen Zaren“ im Frühjahr aufführen wollte. „Auch Sie erhalten eine Einladung und müssen kommen. Denken Sie, Wegener als Abtrünniger Zar! Der Fürst stellt ein ideales Ensemble zusammen.“ Die Erfüllung seines schönen Traumes zerstörte der Tod.

Eine Stunde verging. Er wurde lebhafter. Von der Literatur kam er zur Politik, er sprach über die Zukunft unserer Kunst und unseres Vaterlandes. Nie hatte er sich mit Politik befaßt. Er, der Kranke, wollte mir Trostorte geben! Glücklich Optimist Carl Hauptmann, der du wohl die Sprache der Blumen und Vögel belauscht hast, das Summen der Bienen und die Unterwelt des Orkans, wenn er über deine Riesengebirgspitze braust, der du selbst den Hunger an deinem Leibe spürtest, das danke ich dir, daß du in deinen letzten Tagen die selbst Treue hieltest, daß du von deinem deutschen Volke hoffnungsfroh und begeistert sprachst! „Kein Volk der Welt, das glauben Sie mir, arbeitet jetzt so wie das deutsche Volk! Die Arbeit wird die Religion — die Weltmacht.“ Und wieder zitierte er sich selbst: „Vom Menschen Großes denken — das ist die Kraft!“ Das Schicksal „Einhart des Dichters“ stieg vor mir auf, des stillen Helden seines wundervollen Künstlerromans. In solchen Stunden spürte man in die Seele dieses Weisen und Poeten. Hilflos und stark war der seine Träumer und Philosoph. Aber trotz Kampf und Not in der rauhen Gegenwart hatte er sich das Herrlichste bewahrt, die Wundergabe, Kind zu sein.

Und ich mußte daran denken, wie mein lieber Berggeist, der jetzt hilflos im Bette lag und von Plänen und dem Frühling sprach, während der Tod seiner horrte, mich einmal in Dresden besuchte. Wir wanderten von meiner Wohnung in der belebtesten Straße Dresdens nach dem Stadlinneren Arm in Arm. Im lebhaftesten Gespräch. Mir schien's, als habe er seine Umaeubung vollständig vergessen. Keine Straßenbahn und kein rasendes Auto vermochten seinen Schritt zu hemmen oder zu fördern. Lebhaft gestikulierend, war er so in seine Gedankenwelt vertieft, daß mir schwindlig wurde bei dem Gedanken: Herrgott, wenn jetzt dein lieber Prediger in seiner Weltvergessenheit allein auf der belebten Großstadtstraße stünde! Ich hatte plötzlich das Gefühl, daß er selbst ein verpantes Mädchen sei, ein guter Berggeist, der gegen alltägliche Hemmnisse gefeit ist, zu dem gläubig seine Gebirger schauen, ein Arzt, dessen wunderbare heilende Medizin seine eigene Hoffnung und Ueberzeugung auf Besserung ist, ein glücklicher Optimist, der mit seinem Wesen andere heilte, ein stiller Prediger, dem man in die leuchtenden Augen, die seinen Kindheitsglauben spiegeln, schauen muß, um die feinen Unteröne und Regungen seines Herzens in seinen Worten erklingen zu hören, die werbende Liebe, die gern Leben zünden möchte.

Ein heftiger Hustenanfall erschütterte den Kranken. Ich fühlte: du siehst ihn nicht wieder. Vielleicht schon morgen . . . Unvergeßlich wird mir der prächtige Blick bleiben, der sich an mich heftete. Ich verabschiedete mich, doch immer zog er mich wieder auf den Bettrand zurück. Ein quälendes Abschiednehmen für immer. Mir war bange, das anhaltende Sprechen könnte dem Kranken schaden. „Berehrtes Schwesterchen, jetzt helfen Sie mir, daß mich Herr Dr. Hauptmann entläßt, ich fürche . . .“ „O, Herr Hauptmann freut sich, wenn er einmal plaudern kann.“ Und schon mußte die Schwester dies und das aus Truhen holen, das er mir noch zeigen wollte. Ich sah seine Rübzahlhandschrift, die fast keine Korrektur aufwies. Er lächelte über mein Erstaunen. „Wir mußten freilich beim Druck manche Worte streichen, da weder ich noch meine Schreiberin sie entziffern konnten. Mit meinem inneren Schauen und Gestalten kann die Feder nicht Schritt halten . . .“

Beim Abschiednehmen rief er mir noch zu: „Kommen Sie bald wieder! Morgen? Uebermorgen?“ Ich habe ihn nicht wieder gesehen; ich wurde plötzlich heimgesucht. Wehmut steigt über meinen Erinnerungen. Die reine Stimme aus der Stille des lieben Träumers und Schönheitsforschers klingt nicht mehr im unfrohen Lärm unserer Tage . . . Am Bohnhofe empfingen mich die Meinianen, denen ich zwei Tage zuvor Grüße von dem Dichter sandte. „Carl Hauptmann ist tot!“ rief mir mein Töchterchen entgegen. Der Telegraph war schneller als mein Zug. Ich vergaß in meinem Schmerz, die Meinen zu begrüßen. Meine Gedanken weilten bei dem stillen Träumer, bei der tiefinnerlichen Schöpfernatur, die voller Märchen, Wunder und Gesichte war. „Kommen Sie bald wieder!“ Zu spät. Der grundgütige Mensch und tiefinnige Dichter ist zu seinen Traumgestalten und Wundern heimgegangen . . .

Berliner Kontrollmädchen.

Von Hans Merz.

Nicht von den „Oberen Zehntausend“ will ich erzählen, von jenen, die draußen in Berlin B. ihre eigenen Wohnungen haben und im Telefonbuch als „Schauspielerinnen“, „Schriftstellerinnen“ und „Privates“ verzeichnet sind, nicht von jenen, denen der Eintritt ins Palais de Danse oder in die Anzimmerkabinets der Friedrichstadt gestattet ist. Davon ich im Folgenden berichten will, das sind die Kernstern der Armen, sind die, die lang um das Bemühtsein Mensch zu sein gekommen sind, die solange gleich herrenlosen Tieren im Dunkel umherstreifen, bis sie einmal die Großstadt geschluckt hat. Auf Rimmerwiedersehen. Was von ihnen gefunden wurde, wandert in den „Rafenguetscher“ und mit ihm in die Leichenammelstelle.

Die Rutte. Der Berliner Volksmund bezeichnet mit diesem nichts weniger als hübsch klingenden Wort das junge Mädchen, so von vierzehn bis zwanzig Jahren, das so lange mit lusternen Augen in die Welt gesehen hat, bis es der Verführung zum Opfer gefallen ist. Aus der „Rutte“ kann sich, wenn die Umstände, unter denen das Mädchen lebt, nicht entgegenwirken, die „Bohse“ entwickeln, der Typus dessen, was man in Paris als Borette bezeichnet. Bei der „Bohse“ beginnt sich das Unterscheidungsvermögen zwischen dem, was man im polizeitechnischen Sinne als gewerbmäßige Unzucht versteht, arg zu verwischen. Sie huldigt nur mehr selten dem „Idealismus“, in den meisten Fällen wird sie sich ihre „Liebesdienste“ in bar bezahlen lassen. Dadurch macht sie sich aber nach dem Gesetz strafbar. Es dauert nicht lange, und die Bohse wird von der „Sitte“ aufgegriffen. Hat sie das Alter von 21 Jahren erreicht, wird sie unter Kontrolle gestellt.

In einer urlangen und am Abend urdunklen Straße, die auf den „Alez“ mündet, ist eine Konditorei, die dadurch bekannt ist, daß in ihr noch mehr kleine Mädchen verkehren als in anderen Lokalen gleicher Art. In dieser Konditorei gibt es einen Kaffee, der nie eine Kaffeebohne gesehen hat, Kuchen, der keinen Zucker kennt und eine Limonade, deren Zubereitung Geheimnis der dicken Dame am Büfett ist. Trotzdem erfreut sich gerade dieses Lokal beim weiblichen Publikum großer Beliebtheit. Das macht, weil drei Musikanten da sind, ein Pianist, ein Geiger und ein Cellist, die sieben Stunden lang die neuesten Lieder und Tänze aufspielen, und weil es in dieser Konditorei gerade so „mollisch“ ist. Da gibt es Mädchen, die Chambre separés der kleinen Leute, die so wahnwitzig eng sind, daß der Kontakt zwischen liebenden Herzen um so rascher geschlossen wird, und Bilder hängen an den Wänden, an deren Buntheit man sich kaum satt sehen kann.

In dieser hübschen Konditorei finden sich nun Rutten, Bohsen und Kontrollmädchen. Sie sitzen da und horren der Dinge, die kommen sollen. Ich nehme an einem Tischchen Platz, an dem bereits drei junge Mädchen sitzen. Junge Mädchen? Sie scheinen es zu sein, trotzdem ihre Gesichter schon Farbe und Runen des Alters zeigen. Sie haben sich bis zu meiner Ankunft lebhaft unterhalten, schweigen aber, als ich bei ihnen Platz nehme. Um mir ihre Vertrauten zu erobern, biete ich ihnen Zigaretten an, nach denen sie mit Bier greifen. Sie sind unsagbar häßlich, meine Nachbarinnen, häßlich und schmutzig. Sie stecken in alten, durchgeschuerten und zerfransten Mänteln, die sie trotz der herrschenden Wärme nicht abgelegt haben, wahrscheinlich darum, weil sie sich der Lumpen unter ihnen schämen. Ihre Hände und Fingernägel sehen aus, als ob sie wochenlang nicht gereinigt worden sind. Ihr Haar ist unfrisiert und klebt an der Stirn.

Die Mädchen quälmen mit Sitzungschnelligkeit meine Zigaretten. Das bishige Tabak hat sie wirklich zutraulicher gestimmt. Sie nehmen ihre unterbrochene Unterhaltung wieder auf. Sie dreht sich um den Aufenthalt im Polizeigewahrsam und im Fröbelkrankenhaus. Dort hätten sie wenigstens ein Dach über dem Kopfe gehabt. Keine von ihnen kann es zu einer festen Wohnung bringen. Im Sommer läge ja nichts daran, im Winter aber . . . Dann erzählen sie von ihren Kerls, den Bräutigamen. Natürlich hat jede einen.

Durch eine Tasse Kaffee, die ich ihnen bringen lasse, bewirke ich, daß sie sich auch mit mir zu beschäftigen beginnen. Ich weiß, daß mindestens drei Viertel von dem, was ich aus ihrem Munde hören werde, Lüge ist, immerhin . . . Die eine ist sechzehn, die zweite einundzwanzig, die dritte dreiundzwanzig Jahre alt. Ihnen gemeinsam ist, daß sie alle drei im Elternhause so arg behandelt wurden, daß sie es vorzogen, sich auf eigene Füße zu stellen. Die jüngste ist erst acht Tage in Berlin. Sie ist aus einer kleinen Stadt in Thüringen. Die älteren Mädchen nehmen sich ihrer so lange an, bis sie eines Kunden wegen mit ihr in Streit geraten werden. Vorläufig bemuttern sie noch in ihrer Art das „Küden“ und geben ihr Ratsschläge, wie sie sich am besten vor der Sitte schützen könne und was sie zu sagen hätte, wenn sie doch einmal „herausgehen“ würde. Sind diese Mädchen einmal ins Sprechen gekommen, dann fangen sie nicht mehr mit dem Wort. Und doch: ein gewisses Mißtrauen bleibt zwischen ihnen und dem, der sich mit ihnen unterhält.

Meine drei schmutzigen, häßlichen Mädchen haben später ihre Anbeter gefunden: zwei ebenjo verwehrlos aussehende junge Burshen und einen älteren Mann, dem die Provinz aus allen Falten und Fältchen seines Gesichts sah. Ich war noch Zeuge, wie die sechs, nachdem der Alte gutmütig aus einer dickgefüllten Brieftasche die große Fische für alle bezahlt hatte, aufbrachen und gemeinsam in die Nacht hinausspazierten . . . Und ich rechnete bestimmt damit, morgen im Polizeibericht von einem Ueberfall auf einen Fremden zu lesen.

Wissen und Schauen

Welches war das älteste Volk der Erde? Diese interessante Frage wurde schon im Altertum eifrig erörtert. Wie der griechische Geschichtsschreiber Herodot berichtet, machten sich die Ägypter und die in Kleinasien wohnhaften Phryger die Ehre streitig, es zu sein. Der ägyptische König Psamtich, der um die Mitte des siebenten Jahrhunderts vor Christi regierte, suchte die Frage durch ein eigenartiges Experiment zu lösen. Er übergab zwei neugeborene Knaben aus vornehmer Familie einem Hirten und befahl ihm, er solle sie in einem einsamen Gemache unterbringen, ihnen Ziegen zuführen, von denen sie gesäugt würden, und ihm berichten, welches das erste Wort wäre, das sie sprachen, nachdem sie über das kindliche Ballen hinaus wären. Der Hirt tat wie befohlen. Nachdem die Knaben zwei Jahre hindurch außer ihm keinen Menschen zu sehen bekommen und niemals eine menschliche Stimme gehört hatten, erlebte er etwas Ueberraschendes. Als er wieder zu ihnen hineinging, drangen die Knaben mit ausgestreckten Armen auf ihn ein und schrien: „Bekos!“, wiederholten es auch noch öfter. Dies Wunder wurde pflichtschuldigst dem König berichtet. Er zog Erkundigungen bei Sprachgelehrten ein und ermittelte, daß Bekos im Phrygischen „Brot“ bedeutet. Daraus wurde geschlossen, daß die phrygische Sprache die Ursprache der Menschheit, die Phryger somit das älteste Volk seien, und die Ägypter mußten ihnen diesen Rang überlassen. Herodot beruft sich bei dieser Erzählung auf Mitteilungen ägyptischer Priester, gleichsam als wolle er sich dafür entschuldigen, daß er seinen Lesern etwas Unglaubliches aufzählt. Und doch klingt die Geschichte keineswegs allzu unwahrscheinlich, nur hat es mit dem mysteriösen Wort Bekos wohl eine andere Bewandnis. Es dürfte hier nicht das phrygische Wort für Brot, sondern einfach der moderne Naturlaut der Ziegen vortreten, den die Knaben sich von ihren gehörnten Ammen angewöhnt hatten und aus dem sich recht wohl „Bekos“ heraus hören läßt. Freilich ist damit der Beweis, daß die phrygische Sprache die älteste ist, gescheitert. M. Sch.

Technik

Eine gläserne Chaussee. Wohl die eigenartigste Straßenanlage in den Vereinigten Staaten ist ein Glasweg, der die beiden lebenswertesten Punkte in dem berühmten Yellowstone-Nationalpark, den Naring Mountain und Golden Gate miteinander verbindet. Merkwürdig wie die Anlage selbst, ist auch die Baugeschichte dieser einzig dastehenden Straße. Nachdem die Strecke planmäßig abgesteckt war, machten die Regierungsgenieure die peinliche Entdeckung, daß Voraussetzung für die Ausführung der Anlage die Erfindung eines Verfahrens zur Durchschneidung eines aus vulkanischem Glas bestehenden Berges war, der sich der Führung der Straße als ein unüberwindliches Hindernis in den Weg stellte. Dieses Hindernis bestand in dem über 80 Meter hohen und etwa 1400 Meter breiten „Obsidian Cliff“, einem aus vulkanisiertem Glas bestehenden Felsriegel, dessen kohlschwarzes, mit roten und gelben Streifen durchzogenes Maffio in der Sonne wie ein Riesendiamant glänzt und funktelte. Zunächst versuchten die Ingenieure, die Masse durch gewaltige Dynamitmengen zu sprengen, aber alle diese Versuche erwiesen sich als fruchtlos. Da kam ein Arbeiter, der früher als Glasbläser gearbeitet hatte, auf den Gedanken, die Glasmasse des Bergriegels durch starke Hitze zum Glühen zu bringen und dann mit kaltem Wasser zu übergießen. Der Vorschlag wurde auch angenommen und zur Ausführung gebracht. Man zündete im Umkreis eines Kilometers um den Berg herum große Holzfeuer an, die man 50 Stunden lang in Brand erhielt. Dann übergieß man die Abhänge des glühenden Berges mit dem eiskalten Wasser, das aus dem benachbarten Fluß herausgepumpt wurde. Der Berg explodierte mit ohrenbetäubendem Geräusch, und als sich der Rauch verzogen hatte, sah man, daß der Teil, der die Straßenarbeit gestört hatte, verschwunden war. Die Glasbrocken, die in ungezählter Menge den Boden bedeckten, wurden als Straßenunterlage benutzt, und sie erwiesen sich für diesen Zweck als vorzügliches Material, denn sie waren hart wie Kieselsteine und boten eine Schotterunterlage, wie man sie sich besser nicht hätte wünschen können.

Naturwissenschaft

Das größte Aquarium der Welt. New York ist nicht wenig stolz darauf, das größte und reich besetzte Aquarium der Welt zu besitzen. Der Besucher befindet sich bei seinem Eintritt in einer weitgedehnten Rundhalle, die einen Durchmesser von 62 Meter hat. Durch die Glasfenster der Oberlichtbedeckung fällt ein mildes, gedämpftes Licht. Die Halle weist in der Runde sieben große, von hohen, massiven Geländern umspannte Wasserbecken auf. Das größte, in der Mitte befindliche Becken mißt im Durchmesser 12 Meter und hat eine Tiefe von 2 Metern. Die Becken enthalten Robben, Delfphine, allerlei Seegetier, ja selbst kleine Walfische. Eine die Halle umziehende Galerie beherbergt alle kleineren Fische, die wirbellosen Salamander und dergleichen. Man sieht große Behälter, in denen während des Sommers Milken die ganze Stufenleiter ihrer Wandlungen durchlaufen, bis sie sich zu vollkommenen Insekten entwickelt haben. Ein malerisches Bild bietet der Teil der Halle, der für die exotischen Fische reserviert ist, die mit ihren buntschillernden Farben und seltsamen Formen das Entzücken der Besucher bilden. Die sieben Becken, die diese exotischen Spielarten enthalten, werden mit

Salzwasser gespeist, das große Pumpen direkt aus der Bai von New York in einen riesigen Sammelkanal führen, der unter dem Gebäude ausgegraben wurde. Bevor das Seewasser in die Wasserbecken gelangt, geht es durch eine Reihe von Reinigungsfiltern. Uebrigens ist der Fang und Transport der tropischen Exemplare, die zumeist aus den Gewässern der Antillen und des Golfes von Mexiko kommen, ungleich leichter und viel weniger kostspielig, als die Herbeischaffung von Süßwasserfischen der örtlichen Umgebung. 500 tropische Fische von großen Ausmaßen können von einem mit einem großen Wasserbehälter versehenen Dampfer, dessen Wasserversorgung unterwegs keine Schwierigkeiten macht, mühelos transportiert werden.

Die Wachspflanze. „Candelilla“ oder „Wachskerzen“ wird von den Bewohnern einiger Landstriche im nördlichen Mexiko eine Pflanze genannt, die dort vorkommt. Ihren hübschen Namen verdankt sie, die übrigens ziemlich klein und zierlich bleibt, ihrer Form, die wirklich einer kleinen Wachskerze ähnlich ist, und einer merkwürdigen Eigenschaft: daß sie in allen Teilen, mit Ausnahme der Wurzel, von einer feinen Wachsschicht überzogen ist. Bei den Botanikern führt sie keinen so poetischen Namen, sondern den gelehrten Euphorbia antisiphilitica. Das Wachs, das sie absondern, soll von guter Qualität sein, so daß eine Londoner Gesellschaft, die damit eine Wertungsprobe gemacht hat, sich bereit erklärt hat, davon abzunehmen, was man nur irgend liefern kann. Man will auch in Mexiko selbst eine Gesellschaft begründen, die die Kultur der Pflanze in großem Stile betreiben soll.

Bakterien bei Plinius. Die Jahrhundertfeier des Geburtstages von Pasteur hat die Anfänge der modernen Bakterienforschung wieder in die Erinnerung gebracht, und man hat dankbar gewürdigt, welchen großen Fortschritt der französische Hygieniker durch die Beobachtung dieser kleinsten Lebewesen für die Heilwissenschaft durchgesetzt hat. Doch scheinen bereits die Alten eine Ahnung von diesen Dingen gehabt zu haben, die man aus einer Stelle in der Naturgeschichte des Plinius geschlossen hat. Dieser beruft sich dabei auf einen seiner Vorgänger und sagt: „Varro meint nämlich, in sumpfigen Gegenden entsänden Lebewesen, die so winzig seien, daß man sie nicht sehen könnte. Diese Geschöpfe sollen, nach ihm, durch den Mund und die Nase in den Körper eindringen und schwere Krankheiten verursachen.“

Kulturgegeschichte

Vorgeschichtliche Mythologie. Daß Menschen schon auf sehr alter Kulturstufe Zeichnungen an Felswänden angebracht haben, die oft religiöse Stoffe behandeln, sehen wir, wenn wir die prähistorische Abteilung unseres Museums für Völkerkunde besuchen. Solchen Felsenzeichnungen aus dem südlichen Skandinavien widmet Just Bing im „Mancus, Zeitschrift für Vorgeschichte“, eine Betrachtung und fügt ihr zahlreiche Abbildungen bei. Er weist nach, daß wir es hier hauptsächlich mit den altgermanischen Götterreisen der Wikingerzeit zu tun haben, zu dem im allgemeinen die Berichte der römischen Historiker Caesar und Tacitus passen. Im ganzen liegt hier eine einheitliche Auffassung vor, bei der der Zusammenhang mit anderen indogermanischen Völkern zu Tage tritt. Doch ist daneben eine ältere Kulturstufe zu erkennen, wie sie sich namentlich in der großen Felsenzeichnung von Fossum kundgibt. Dieselbe ist sehr reich an menschlichen und besonders auch an Tiergestalten in den verschiedensten Stellungen, am meisten aber beim Opfer und bei sonstigen heiligen Handlungen, während den Göttern selbst nur ein kleiner Raum gewährt ist, sehr im Gegensatz zu den späteren Zeichnungen, wo die Götter in größerer Zahl in den Vordergrund zu treten pflegen. Bing äußert die Vermutung, daß bei der Fossum-Zeichnung ähnlich wie bei keltisch-mythenischen Darstellungen die Götter sich erst offenbaren, wenn die Opfer rite ausgeführt worden sind, somit unter einem gewissen magischen Zwange stehen, hier also eine Religion herrscht, die auf magischer Grundlage beruht. Durch die Einführung der großen indogermanischen Gottheiten änderte sich das Verhältnis der Menschen zu den Göttern in unbedingter Hingabe und vertrauensvollem Glauben. Wir müssen sagen, daß wir in den erbrachten Zeichnungen nur wenig Anhaltspunkte hierfür finden, zumal manche Bilder noch sehr der Aufklärung bedürfen, wollen aber nicht bestreiten, daß in Bings Vermutung etwas Geistvolles liegt und daß sie, namentlich bei Beschaffung weiteren Materials, zu neuen Anschauungen über die prähistorische Mythologie und Kunst des Nordens führen kann.

Erdfunde

Wie alt ist der Niagarafall? Im allgemeinen wird das Alter des Niagarafalls viel zu hoch geschätzt, nämlich auf 30 000 bis 40 000 Jahre. Der amerikanische Naturforscher Professor Wright hat an Ort und Stelle Untersuchungen vorgenommen, und er hat berechnet, daß von den 21 Meter dicken Schieferentonen, die den Niagarafallstein tragen, jährlich 2,5 bis 5 Zentimeter durch Ausnagung zerstört werden, d. h. viel mehr, als man früher angenommen hat. Er glaubt, daß der Fluß nur etwa 10 000 Jahre gebraucht habe, um den Fall zu bilden.

Alles Edle ist an sich stiller Natur und scheint zu schlafen, bis es durch Widerstand geweckt und herausgefordert wird.
Goethe.